



# SPRACHEN IN DER LENAUSCHULE

Teil 1

von Helga KORODI

Spielerisch wird der Abitur-Stoff so lange „hin und her im Kopf gewälzt“ (Herta Müller: Mein Vaterland war ein Apfelkern), bis ferne Orte und Zeiten in Erscheinung treten. „Literatur spricht mit jedem Menschen einzeln – sie ist Privateigentum, das im Kopf bleibt“, sagt Herta Müller in ihrer Tischrede anlässlich der Nobelpreisverleihung an der Schwedischen Akademie (Immer derselbe Schnee und immer derselbe Onkel, Hanser, 2011). So angesprochen, fühlen sich ihre Leser in ihren Vorstellungen bestätigt und zu eigenen Verknüpfungen motiviert.

Anschaulich präsentiert die Marketenderin ihre Route vor Wallensteins Lager: „Bin hinauf bis nach Temeswar / Gekommen, mit dem Bagagewagen“. Der exotisch anmutende Ortsname bezeichnete [Erzählte Zeit: Der Dreißigjährige Krieg] eine von Türken belagerte Festung im Banat. 1716, nachdem Prinz Eugen, der Feldherr der Habsburger, die Festung einnahm, zog das türkische Heer, mit Reiseproviant, Hausrat und Viehherden, vom Heeresorchester begleitet, unter den eigenen Fahnen ab. (vgl. Temeswar 1716 – Die Anfänge Einer Europäischen Stadt – Jubiläumsausstellung. In: Temeschburger Heimatblatt 2016). Dieser geordnete und ehrenvolle Rückzug kam Schiller und Kant zu Ohren. Es war ein Frieden nach „aufgeklärten Begriffen“ (Immanuel Kant: „Zum ewigen Frieden“), der Voraussetzungen schuf, für Schillers „Die ästhetische Erziehung des Menschen“ und die Dynamik des „Bagagewagens“ auf der Brücke zwischen Orient und Okzident.

Da das Banat im Sumpf lag, konnte man sich „im großen Bau der Begriffe“ (Friedrich Nietzsche: Ueber Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne <http://www.nietzschesource.org/texts/eKGWB/>) nicht länger aufhalten und verwechselte die beiden Flüsse, Temesch und Bega, an denen die Stadt „Temeswar“ liegen wird.

Sinnbildlich weist nun die kanalisierte Bega auf die „starre Regelmäßigkeit“ (ibid) der Namen der Stadt, die in der rumänischen Landessprache „Timișoara“ heißt und der gewesenen ungarischen Landessprache „Temesvar“ hieß.

Die Übersetzung Temeschburg ist ebenfalls möglich, wobei es unklar bleibt, ob der Begriff „-burg“ dem ungarischen oder türkischen „-var“ oder gar dem Mittelhochdeutschen „-purg“ entsprang. „Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nicht-Gleichen.“ (Ueber Wahrheit und Lüge) „[S]o beruft man sich im Banat seit jeher auf Nikolaus Lenau (1802-1850), dessen Geburtsort Csátád jetzt Lenauheim heißt, obwohl

der zukünftige Dichter im zarten Alter von wahrscheinlich sechs Monaten das Banat mit seinen Eltern verlassen hat. [...] In Temeswar heißt das deutschsprachige Gymnasium auch heute noch Nikolaus-Lenau-Lyzeum“, schreibt der einstige Lenauschüler Richard Wagner (Der leere Himmel, Hanser, 2003). Wenn auch das Bega-Schilf nicht den Anlass zu Nikolaus Lenaus Welterschmerz gab, so erinnert sich doch so mancher Lenauschüler gerne an die Badefreuden in schönen, langen Sommerferien.

1970, als das hundertjährige Jubiläum der Lenauschule gefeiert wurde, blickten die Geschichtslehrer der rumänischen und deutschen Abteilung, Ariadna Sanişlau und Josef Kraushaar, im Rahmen eines „Jahrbuchs“ zurück auf die Entwicklung der Schule: „Als Ergebnis der Verhandlungen wird aufgrund des Vertrages vom 23. April 1870, zwischen dem Ministerium für Kultur und Öffentlichkeit einerseits und der Stadtleitung Temesvar andererseits, die Gründung der Oberrealschule beschlossen und anschließend ein Vorbereitungskurs und eine Lehrlingsschule ins Leben gerufen.[...] Im Oktober des Jahres 1870 wird die Realschule mit der Benennung ‚Königlich-ungarische Staatsoberrealschule‘ (a temesvári magyar. Kir. Állami förealiskola) mit einer I. und IV. Klasse eröffnet. In die 1. Klasse wurden Schüler im Alter von zehn Jahren aufgenommen, die vier Volksschulklassen beendet haben, während in die IV. Realschulklasse Absolventen von vier Gymnasialklassen oder drei Realschulklassen zugelassen wurden. [...] Anfangs war die Unterrichtssprache Ungarisch, es wurden aber auch Erläuterungen in deutscher Sprache gegeben, da die Schüler die ungarische Sprache nicht allzu gut beherrschten. [...] im ehemaligen Theatergebäude hat Franz Liszt konzertiert, Johann-Strauß Sohn dirigiert und der große Dichter Eminescu war in diesem Gebäude als Souffleur zu Gast. [...]

Vor dem Ersten Weltkrieg gab es in Temeswar nur ungarische Mittelschulen. Nach der Vereinigung Siebenbürgens mit Rumänien wurde im Jahre 1919 Deutsch als Unterrichtssprache eingeführt. [...] Am 1. September 1948 wird das Deutsche Lyzeum neu gegründet. [...] In den letzten fünf Jahren wurde der Anschaffung von modernen Lehrmitteln eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Die Schule verfügt über zwei Tonbandgeräte, vier Plattenspieler, einen Kinoapparat und drei Projektionsapparate für Diafilme.“

Spannungen zwischen Landes- und Muttersprachen können sowohl an der Historie der Spielpläne als auch an den Lehrbüchern abgelesen werden. Otto Alscher, Schriftsteller und Journalist, dokumentierte das Ringen



um die Muttersprache während des ungarischen Assimilationsdrucks in der k.u.k.-Zeit und ermutigte stets zu einem spontanen, individuellen Ausdruck, unabhängig von den Begriffen der ungarischen Landessprache. Im Feuilleton „Das deutsche Theater“, „Schwäbische Volkspresse“, 20. Mai 1921, beschreibt er die Geschichte der ungarischen Assimilationspolitik am Beispiel des Theaters: „Es war am 20. November 1898, als der Bürgermeister von Temeswar, Karl Telbiß, die städtische Repräsentanz, den Vizegespan des Komitates, den Theaterstützungsverein und die Vertreter des ungarischen Sprachverbreitungsvereines zu einer Sitzung zusammenberief. Und in dieser Sitzung wurde einstimmig beschlossen, dass für künftig im hiesigen Theater nur in ungarischer Sprache gespielt werden dürfe.“

Mit Schillers „Maria Stuart“ wurde die deutsche Spielzeit im Gebäudekomplex, erbaut von den Wiener Architekten Helmer und Fellner, wieder eröffnet. Alscher lobt „Die ersten Vorstellungen der deutschen Theatergesellschaft“, „Schwäbische Volkspresse“, 25.05.1921, überschwänglich, indem er epigonal an das Pathos der Secession „geweiht zum ‚Heiligen Frühling‘ (Ver Sacrum, 1. Heft) anknüpft: „Das Publikum und auch die Darsteller lebten in jenem heiligen Moment, dem sie anwohnten, waren „von der Weihe befangen“; das Publikum, das sich noch in jener Erstarrung befand, welche durch die lange Zeit des Wartens auf diesen Augenblick hervorgerufen worden war, die Darsteller aber von der Wichtigkeit ihrer Mission fast belastet.“ Der Rezensent zeigt Verständnis für die kulturelle Befangenheit der deutschen Banater, denn der Verlust der „Ästhetischen Erziehung“ in der Muttersprache hatte ein ungelinktes Bühnendeutsch zur Folge, was er – ebenfalls ungelink - entschuldigt: „Der Mortimer des Herrn Karl Friedl litt unter der sehr schlechten Akustik der Bühne und unter seinem Nachahmungsversuch des unvergänglichen Kainz.“

Als die Grenzen der Kronländer von einst neu bestimmt wurden, hoffte die deutsche Banater Bevölkerung auf die Überwindung einer Ära des Nationalismus. Alschers Vorstellung eines multikulturellen Staates: „Wenn Volk an Volk hier brüderlich nebeneinander steht“, im Artikel „Der große Volkstag“, „Schwäbische Volkspresse“, 1.03.1921, wurde im „großen Bau“ der Lenaschule umgesetzt, wenn auch das Franz-Joseph-Theater, nicht im Sinne aller umgestaltet wurde. In den Zwanzigerjahren wurde die Front-Fassade der Gründerzeit, samt Nischen mit Statuen in Beton gegossen, was die Offenherzigkeit der Temeswarer kränkte. Freiräume sollten in der Lenaschule Einzug halten. Hier erfinden Schüler einen eigenen Jargon und fühlen sich dabei in ihrem Selbstbewusstsein bestätigt. Rumänische und deutsche Begriffe, spontan, beweglich und rhythmisch, verschränken Wirklichkeiten, der Sprachmix trägt zur Erholung Pause für Pause bei. Improvisierungen bringen Anschauungen und Kenntnisse voran. Dieser Er-

fahrungsaustausch fördert sowohl die „interkulturelle Kompetenz“, („Zeit für die Schule“-Arbeitsblätter zu „School Spirit. Gemeinschaft macht Schule) als auch individuelle Ziele.

In dieser Schule, die auf dem Fundament eines alten Theaters steht, wird, frei nach Nietzsche, fürs Leben gelernt: „Wenn wir nur dies gerade immer besser lernen, Historie zum Zwecke des Lebens zu treiben!“ (Unzeitgemässe Betrachtungen. Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben). Der Opern-Saal, bekannt für exzellente Akustik, bildet den feierlichen Rahmen für das 100-jährige Jubiläum der Lenaschule. Möglicherweise stand der Festredner, Prof. Dr. Lamoth, auf denselben Brettern, wo „Mortimer“ vor mehr als fünfzig Jahren gepatzt hatte. Er begann mit dem Wort Lenas: „Wenn das Herz zum Herzen spricht, ist das Wort nicht von Gewicht“. Es war still im Publikum.

Schüler und Lehrer pflegten einen vertrauten Ton im Umgang miteinander. Die Schule lief wie eine Uhr, den Ablauf des Schullebens plante der stellvertretende Direktor, Rudolf May. Wie viel Spaß er an Projekten und Festen hatte, erzählte er, als wir unsere Mitschülerin Christine besuchten. Im Physikunterricht belegte Herr May mit Formeln, wie aus Materie Energie wird, wir hingegen hingen still einer individuell, frei interpretierten Relativitätstheorie nach. „Ob-La-Di, Ob-La-Da, life goes on bra“, die Musik spielte im Westen. Trotz gestörtem Empfang prägte die Pop-Musik unsere Gedankenwelt, auch dank der Platten von Verwandten im Westen und der Textvorlage aus der „Bravo“.

„Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt.“ (Ästhetische Erziehung) An einem Musik-Quiz beteiligten sich Publikum und Bühne, um Lehrerporträts zu ermitteln. „Horch was kommt von draußen rein“, galt dem sich notorisch verspätenden Lehrer, der bereits laut begrüßt wurde, denn er hatte folgende Anweisung erteilt: „Punkt Acht: Singen. ‚Guten Morgen, Genosse Professor!‘, sagen. Setzen“.

„Auf der Mauer, auf der Lauer ...“, war der Lehrkraft gewidmet, die die Taschen der Schüler kontrollierte. Auch achtete sie im Eingangsbereich auf die Kleiderordnung, mit Messband ausgerüstet. So mancher Rock war zu kurz und so manches Haar zu lang. Der provisorisch angenähte Saum konnte aufgetrennt werden und die Schülerinnen konnten eintreten, so mancher junge Herr musste jedoch vorerst zum Frisör, was besonders vor den Ferien schmerzte. Die gekränkte Eitelkeit kam in Schwung.

Keinerlei Musik fiel uns bei einer einzigen Rumänischlehrerin ein, die jeden, der nicht perfekt Rumänisch sprach, persönlich angriff. Ihre Phrasen konnten uns jedoch nichts anhaben, von der Liebe hatte sie sowieso keine Ahnung, daher schätzte sie interessante Passa-



gen in Caragiales „Der verlorene Brief“ als bürgerlich unmoralisch ein. Wir hatten viel intelligentere und fröhlichere Betrachtungen aus einschlägigen Quellen. Über das große Gefühl konnten wir ein Lied singen, da wir uns, beseelt vom „Kommunismus der Gefühle“ (Heimito von Doderer: „Strudelhofstiege“) und im selbstorganisiertem Lernen, aus westlichen Publikationen informierten. Keine stereotypen literarischen Analysen und Spaß an der rumänischen Literatur erlebten wir mit Frau Nicoli.

Liviu Rebreanu „Ion“ wurde, vor allem im Hinblick auf die Szene im Kukuruz, psychologisch verfeinert betrachtet. Heikel war die Identifikation mit dem Protagonisten aus Rebreanu „Der Wald der Gehängten“. Ein rumänischer Offizier entscheidet sich für den Tod als Deserteur aus dem k.u.k.-Viervölkerheer, um nicht auf sein eigenes Volk schießen zu müssen. Eine menschlich ehrenhafte Entscheidung, die mit Vorsicht zu diskutieren sei, worauf Frau Pop durch die Blume hindeutete.

Herrn Göbels Unterricht genossen sowohl Physik- als auch Literaturtalente, wenn er auch die literarischen Berechnungen der Letzteren oft mit einem Zitat, meist von Goethe, abnickte. Die, die nie wussten, wohin genau der Stein fällt, wenn man ihn von einem entsprechend hohen Turm fallen lässt, hatten trotzdem einen Stein bei ihm im Brett. Gute und sehr gute Schüler waren in den naturwissenschaftlichen Fächern lückenlos für die Aufnahmeprüfung am Polytechnikum vorbereitet. Frau Prexls gereimte Lehre fürs Leben aus dem Fach Chemie begleitet die praktischen Verrichtungen aller Lenauschüler: Gießt man Wasser in die Säure, ist die Wirkung eine ungeheure. / Gießt man Säure in das Wasser ist die Wirkung blasser.“

Freiheiten sind nicht unbedingt und ausschließlich mit der verstandenen Notwendigkeit im marxistischen Sinne gleichzusetzen. Wortspiele und -gefechte, bezüglich der Fortpflanzung als verstandene Notwendigkeit brachten eine sittenstrenge Biologielehrerin aus dem Konzept. Ganz anders reagierte Herr Lux, der den Witz merkwürdiger Beiträge in einen Workshop einband und eine Abfrage im Stile Nestroy gestaltete.

Mit Eigenleistungen im Temeswarer Jargon über Gott und die Welt warteten Literaten und Nicht-Literaten auf die Deutschstunde, die viel mit dem Thema der individuellen Entwicklung zu tun hatte. Auch ein gelegentlich frontal geführter Unterricht war hoch interessant, denn wir wussten, dass der Lehrer aktuelles Material aus Deutschland aufbereitete. Schließlich durfte über Freiheit frei gesprochen werden, wenn von den Klassikern die Rede war.

Unsere Vorbilder aus der Rubrik „Sing along with Bravo“ ermutigten zum Nachahmen. „Sittin' on my fence“, und

wir fühlten uns flügge. „[T]hey mortgaged up their lives“. Nie im Leben! Wir schauten auf ein parzelliertes Leben herab, schrieben Texte ab und lernten sie auswendig. „Die beste Methode, um eine Fremdsprache zu erlernen“, sagte Frau Pârva, der wir unsere Liedtext-Sammlungen zeigten. Fünf aus ihrer Fan-Gemeinde werden Anglistinnen. Folgender Eintrag, den David, mein Englisch-Leistungskurs-Schüler schrieb, lässt den Unterricht bis in die Lenauschule zurück verfolgen. „Es wurde nicht nur ‚Othello‘ detailliert besprochen, sondern auch die ‚Chain of Being‘ und Sonette wurden ausführlich behandelt. Wenn auch immer ein Shakespeare-fremder Text von einem Schüler mit Shakespeare verknüpft wurde, bekam Frau Korodi leuchtende Augen. Sie ist sogar der Ansicht, dass jeder Mensch mindestens ein Werk Shakespeares gelesen haben müsse, um ihn als ‚gebildet‘ bezeichnen zu können“, heißt es in der Abi-Zeitung der Richard-Müller-Schule, 2016.

„Mein erster Schultag“ ist ein meist an den Haaren herbeigezogen Aufsatzthema. Nach den Winterferien gelang meine Versetzung in die Lenauschule, damals „Liceul 2“ genannt. Eine Art Korrektur des ersten Schultags, nachdem sich Direktor Feichter, der gewesene Lehrer meines Vater in der „Banatia“, damit einverstanden zeigte. Ein mulmiges Gefühl besserte sich, als mir die Lehrerin, Frau Lang, einen Platz zuwies. Kaum hatte ich mich gesetzt, standen alle auf, um die „Internationale“ zu singen. Ich kannte den Text nicht, begriff aber rasch, worum es ging, denn der Unbekannte rechts von mir inszenierte mit Wucht und Überschwang einen Tritt in den Hintern seines Vordermannes. Es war der Sohn des Direktors, und die Lehrerin verzog keine Miene. Später erfuhr ich, dass der Parteisekretär nach der richtigen Überzeugung - in Dezibel ausgedrückt - hinter den Türen herumpionierte. In der Pause entdeckten mich Alina, Rudi und Annemarie, alte Bekannte aus dem Kindergarten, Rodica kam hinzu, sie war an Neuigkeiten stets interessiert. Nach dem Unterricht verließen wir in geschlossenen Reihen das Schulhaus, wir sammelten uns vor dem Jugendstilgeländer im 2. Stock, da das Treppenhaus von anderen Klassen besetzt war. Beim Anblick der schmiedeeisernen Ranken dachte ich mir, dass auch Dianne, meine Freundin aus der alten Schule, demnächst, in der 5. Klasse, diese Schule besuchen wird.

In der 2. Klasse fuhren wir nach Bokschan und sangen „Ein Schneider fing 'ne Maus“. In der dritten mussten wir Ada Kaleh gesehen haben, bevor die Donauinsel geflutet wurde, entschied Jotzo, die Übermutter. Die Bilder dieser Tage fallen mir ein, sooft ich mich mit den Farben und Klängen der Heimat Alschers beschäftige. In der fünften Klasse blieben wir eine kompakte Klassengemeinschaft, mit einem Herz für andere und einem Langschen Selbstbewusstsein, wie Alfi, ein Neuankömmling feststellte. Wir hatten das Glück, als Fremdsprache zwischen Englisch, Französisch und



Russisch wählen zu dürfen und entschieden uns alle für Englisch. Unsere Lehrerin hatte uns ein familiäres Miteinander auf den Weg gegeben. Ionuț – er hatte diesmal den weitesten Weg aus Houston, Texas zum Klassentreffen bis nach Stuttgart zurückgelegt – stimmt ihr Lieblingslied „Ich geh mit meiner Laterne“ an. Als akkurate Fortsetzung bot Hedi den „Gaudeamus igitur“ Text an.

In der Neunten stellte sich die Jahrmarkter Fraktion ein. „Am Anfang haben wir, die ‚Neuen‘ wie in einer Parallelwelt gelebt, weil viele sich schon zum Teil seit dem Kindergarten kannten. Es war richtig hart, ohne Eltern, ohne Freunde, in einer komplett neuen Umgebung, neue Schule, neues Zuhause. Das ist aber auch der einzige Schatten, der auf der Lenau-Zeit liegt. Aber auch das hatte seine Vorteile. Als ich dann nach Deutschland kam, hatte ich schon Übung, was ‚Integrationsbemühungen‘ betrifft... Eigentlich sind wir „reich“, reich an Erfahrung, Erinnerungen und Erlebnissen, auch wenn man gerne auf die eine oder andere Erfahrung verzichtet hätte. Nur eine Anmerkung: in der Neunten kam nicht nur die Jahrmarkter Fraktion hinzu. Wir kamen aus allen Nestern aus dem Banat. Ich komme aus Neupetsch, Helga Maurer aus Guttenbrunn, Herta Lovasz aus Bakowa, usw. Also ein kunterbuntes Völkchen“, schreibt Herta Stein aus Neupetsch. Seit der fünften Klasse hatte sie Russisch als Fremdsprache, was so im Stundenplan stand, ohne viel Federlesen.

Ab der zehnten Klasse konnten sich die Schüler gemäß ihrer sprachlichen oder naturwissenschaftlichen Neigungen für den humanistischen oder realistischen Zweig entscheiden. Heute ist Herta Müller die Ikone der Humanisten und Stefan Hell, die der Realisten, denn beide Nobelpreisträger waren auch Lenauschüler.

Sang- und klanglos erschien Lenaus Bronze-Büste im Eingangsbereich. Die Worte. „Ihr kriegt mich nicht nieder, / Ohnmächtige Tröpfe!“, mahnen an die Pflicht, Widerstand gegen die Grundsätze des totalitären Staates zu leisten. Der biedermeierliche Rückzug ins Private schuf ein Gegengewicht zur totalitären Politik der Manipulation und Einschüchterung. Dieser Lenau war ein „homo artista“, ein subversiver Antipode zur ideologischen Reduzierung. „Im homo artista sind der Akteur und der Beobachter zu einem dynamischen Dual zusammengezogen.“ (Peter Sloterdijk: „Du mußt Dein Leben ändern“, Suhrkamp, 2009). Diese Verse aus Lenaus Gedicht „Trutz euch!“ empfahlen, selbst zu denken und die gedankliche Freiheit zu pflegen, trotz der Gefahren, die ein häufig kursierender Witz so auf den Punkt brachte: „Lies nicht, wenn du liest, denk nicht, wenn du liest und denkst, sprich nicht darüber. Wenn Du liest, denkst und sprichst, schreib nichts auf. Liest, denkst, sprichst und schreibst du, so wundere dich nicht.“

„Ich komme wieder und wieder“, versicherte Lenau, den Partei Tiraden zum Trotz. Tagein, tagaus führte der Dichter ein nützliches Leben im dialektischen Streit mit der diktatorischen Rhetorik, Wand für Wand angebracht. Die allseitige Entwicklung der Persönlichkeit sollte im eigentlichen Sinne des Wortes verstanden werden, jeder musste sich der geistigen Trägheit widersetzen und das Denken wiederholen, statt sich dem „geschwollenen“ Wort, ein plastischer Temeswarer Begriff, zu fügen. Dem anonymen Homo Artista, der Subscriptio und Büste zusammenbrachte, sei's gedankt. Er stellte sich Lenau als jemanden, der ein Herz für Schüler hatte, vor. Möglicherweise eine Pfaffsche Glanzleistung, denn nach diesem Gestaltungsprinzip machte er so manchem Schüler ein Geschenk zum Abi-Ball mit einem Profil bestehend aus Foto und Reim. Ideen dazu gewann er aus einem Brain Storming in der jeweiligen Klasse.

Erich Pfaff war Direktor des Lyzeums ab 1971, als die deutsche Unterrichtssprache im gesamten Nikolaus-Lenau-Lyzeum eingeführt wurde. Obwohl es nur eine Autorität im Land geben durfte, übernahmen Pfaff und der Chefredakteur der „Neuen Banater Zeitung“, Nikolaus Berwanger, die rhetorische Führung. In ihrem Revier sollte sich niemand das Genick brechen, der sich von der Ideologie der Partei verabschiedet hatte. Der eine überraschte mit Erlebnispädagogik, der andere mit einem Dichterkreis. „Kulturstiftende Gesten“ (Sloterdijk) sowohl im Salon als auch Pleinair. Im Bewusstsein einer geistigen Gegenwelt piffen wir insgeheim auf das ideologische Pathos. Der Schulkeller wurde zu einer Disco umgestaltet, in Eigenleistung von Schülern, Lehrern und des Direktors, der Plakate mit Reisezielen aus aller Welt beisteuerte, und wahrscheinlich auch Jimi Hendrix, so groß wie eine ganze Wand.

Während der Bauarbeiten an der Disco kamen zwei Skelette zum Vorschein, für den Hamlet – die Schule war bekanntlich ein Theater - eher ein überdimensioniertes Regiekonzept. Rosl Fink, unsere damalige Deutschlehrerin, war Redakteurin der Lenauschülerseite und bekam mehr Einträge zu diesem Thema als abzdrukken geraten gewesen wäre. Vielleicht weiß sie mehr über den rätselhaften Fund?? Vielleicht nächstes Mal ...

Eine Lesung der Redakteure der Literaturzeitschrift „Neue Literatur“ aus Bukarest, organisiert von Pfaff und Berwanger, animierte zum „Paperback Writer“, irgendwann im Westen, recht bald aber mit einem Debut in der NL und in der NBZ. Pfaff und Berwanger kalkulierten mit dem Risiko der Wortwahl, einen ideologisch-taktvollen Umgang mit Sprache und geschickte Verschlüsselungen setzten sie voraus. Die ganze Schule wurde zu einem pädagogischen Raum, erhoben über das totalitäre Einerlei. Pädagogik ohne Spielraum ist todsicher wie die Planwirtschaft, die Erlebnispädagogik



ist lebendig, aber - dialektisch betrachtet - ist jeder Spielraum auch fahrlässig.

Maisbrechen und Traubenlesen als sanfter Übergang zwischen Ferien und Schulzeit. Die Herbstsonne hatte morgens im LKW, auf der Fahrt aufs Feld, ihren Glanz. Der Kukuruzball am Wochenende stand bevor. Zum Schulanfang war uns das Herumtahnieren gegönnt, mit einsetzendem Unterricht war ziemlich viel zu lernen. Große Klassen und strammer Frontalunterricht. Als es eines Tages regnete, beschlossen wir zu „streiken“, verabschiedeten uns vom Brigadier mit diesem Wort und fuhren mit der Bahn in die Schule zurück. Das war keine taktvolle Formulierung! Pfaff fragte ironisch, ob wir die Fahrkarte erstattet haben wollten. Unser Verbleib in der Schule sei in Frage gestellt. Nach etwa einer Stunde erfuhren wir von Schülern, deren Eltern in das Malheur sofort eingeweiht wurden, dass er noch viel herumtelefonierte über unsere - im Grunde genommene - patriotische Gesinnung.

Wir stellten uns am nächsten Tag wieder ein, erkannten aber, dass wir ihm Scherereien gemacht hatten. „Streik“ war ein grob fahrlässiger Begriff in diesem Kontext, er gehörte in den Klassenkampf der Ausgebeuteten des Kapitalismus. Der Kommunismus habe den Klassenkampf beendet und feierte Helden und Patrioten, die dem Volk eitel Sonnenschein bescherten. Am Ende der Woche, beim „Kukuruzball“ im Festsaal, war alles vergessen.

Die Kantine bot gewiss gesunde Kost, der Fosfarin-Pudding, der nicht das Gesundeste war, hat jedoch am besten geschmeckt. Das, was die Amerikaner "Decadence" nennen, Doboschtorte, Cremeschnitten, Schokotorten aller Art. spendeten die Eltern zu besonderen Anlässen, z. B. zu Tanz und Sportveranstaltungen. Die Ehrung der Preisträger unterschiedlichster Wettbewerbe gehörte zum Schulprogramm, als ein Event, das berufliche Zukunftswünsche prägte. Wenn ein Name aus der eigenen Schule genannt wurde, so war die Überraschung im gesamten Gebäude zu hören. Ich erinnere mich auch heute noch an den Abschluss der Deutsch Olympiade, die auf Schul-, Stadt- und Landesebene ausgetragen wurde. Die Teilnehmer an der Landesphase wurden in den Festsaal eingeladen, ihnen gegenüber saß die Jury, die das Urteil verkündete. Die Juroren schüttelten, von Applaus begleitet, dem Sieger die Hand und überreichten einen Buch-Preis.

Pfaff betrachtete die Schule als seine Familie, mit der er auch die Freizeit verbrachte. „What a night!“, mit Glühwürmchen im Retezat, auf der Suche nach der Hütte „Curmătura“. Es wurde später und später, nachdem das Orientierungsteam die Route wieder hatte, erreichten wir unser Ziel nach Mitternacht. Die Atmosphäre der Pfaffchen Erlebnispädagogik sorgte für ein gutes Ende. Eine Schlauchbootfahrt auf der Bega war wahrschein-

lich von dem Schlager „Ich sitz im Schlauchboot, Oh, Pretty Belinda“ inspiriert. Wir fuhren mit den Bussen bis in das nahe gelegene Dorf Rekasch, pumpften die Boote auf und trieben mit der Strömung bis nach Temeswar. Pfaff erzählte, so ganz beiläufig, dass der Securitate-Beauftragte immer wieder Informationen über Zeitschriften in Schülertaschen anfordere. War es eine Warnung? Von Pfaff nahm ich stets dankend Zeitschriften an, und da er viele, je nach literarischen Vorlieben, beschenkte, dachte ich mir nichts weiter dabei.

War Pfaff ein Modell für Atwoods Figur des Commanders im Roman "The Handmaid's Tale"? Die fiktive dystopische Figur versorgte die Gefangene mit alten Zeitschriften und dem Feeling der vergangenen Freiheit. Wenn unsere Klasse - in einem fiktiven Workshop - das offene Ende weiter schriebe, so würden die beiden Lover, Nick und der Commander, die Protagonistin nicht im Stich lassen. So manche und so mancher würde, be-seelt vom Kommunismus der Gefühle, die Affäre zu einer echten Liebe in der Freiheit gedeihen lassen: mit Nick, mit dem Commander oder mit Nick und dem Commander im Wechsel, je nach stilistischem Geschmack. „Da hast, kannst sie behalten, die anderen interessiert das sowieso nicht“, sagte Pfaff mit Temeswarer Understatement, während ich bei einer Prüfungsarbeit Aufsicht führte. Es war die erste Ausgabe der „Lettre“, die er mir wie beiläufig schenkte. Für andere Geschmäcker pflegte er „Die Bunte“ oder den „Stern“ in der Tasche zu haben.

Einem traumatisierenden System schien eine verschwiegene Gemeinschaft standzuhalten, doch so manches, was im Vertrauen gesagt wurde, protokollierten Spitzel. Abgründe tun sich nun nach langen Jahren auf, auch wenn wir uns auf gebotener Distanz davon wähten.

Wer in unserer Klasse im Dienst der Securitate stand, meinten wir zu wissen, denn die Betroffene-n berichteten, wie sie auf den Leim gegangen sind: Ein vertraulicher Ruf ins Büro des Direktors, dort saß jemand, von dem man niemandem etwas verraten dürfe, ganz im Gegenteil, man solle die Meinung der Freunde verraten, und sie über ihre Wünsche nach Drüben aushorchen. Dafür würde der eigene Antrag auf Auswanderung beschleunigt werden. Es reichte, dass der Schulbewusste bei einem Mitschüler sein Gewissen erleichterte. Mit dieser Beichte gab er zwar zu erkennen, dass er die Gedanken der Freunde nie verraten würde, doch meistens wurde so ein Geständnis als Warnung weiter gereicht. Wir taten so, als habe niemand etwas verbrochen und distanzierten uns, langsam aber sicher. Inkongruente Kommunikation höhlt Beziehungen aus, den raschen Pass gönnten wir ihnen, dachten aber an kein Wiedersehen in der Freiheit.

Trotz Bewachung und ideologischen Drucks blieben die



meisten Lehrer gelassen und vermittelten uns ein Gefühl, dass unsere Fehler bei der einen oder anderen Leistung halb so schlimm seien.

„Was war zuerst? Die Idee oder die Materie?“  
 „Der Storch“.  
 „Ja! Du kommst aus dem Krottenteich!“

Eine Lektion über Pünktlichkeit war fällig. Etwa fünf Minuten nach dem Klingeln schloss Herr Konrad die Tür von innen ab und hielt mit ein paar wenigen Unterricht, der große Rest musste hinter der Tür horchen. Parallelen zu unserem Schulalltag wurden uns im Stillen bewusst, als wir von Herrn Konrad aufgefordert wurden, uns Gedanken über die Summerhill School, die er uns vorgestellt hatte, zu machen. In einer Diskussion erkannten wir die Vorteile einer auf die Schüler zugeschnittenen Pädagogik, die individuelle Spielarten ermöglicht.

Zwar hatte der Marxismus stets dem Kapitalismus, der sich zwangsläufig zum Imperialismus gesteigert haben soll, eins auszuwischen, doch im Philosophieunterricht betrachteten wir trotzdem Francis Bacons Empirismus und George Berkeleys Immaterialismus. Das Sein, das das Bewusstsein zu bestimmen hatte, lag inzwischen auf marxistischem Eis. Wenn es eine unbewusste Rezeption gibt, so inspirierte der Witz dieses Philosophieunterrichts Thomas Cathcarts und Daniel Kleins „Plato and a Platypus Walk Into A Bar. Understanding Philosophy Through Jokes“.

In diese Stimmung passen aktuelle Begriffe wie „School Spirit“, „Work-Life-Balance“, „soziales Lernen“. Ein Beispiel für das lebenslange Lernen war die Pfaffsche „Volks-Uni“. Wöchentlich unternahm er mit den Groß- und Urgroßeltern der Schüler, die vormittags oder nachmittags den Unterricht besuchten, gedankliche Ausflüge in die weite Welt. Nachdem sich Bedarf in der Lenauschule zeigte, weil jemand aus dem Kollegium auswanderte, wurde mein Versetzungsantrag in die Traumschule eines Temeswarer Lehrers genehmigt. Hier lernte ich im Rahmen des Kapitels „Rumänien-deutschen Literatur“ Texte mit kommunistischem Pathos, aber auch die Tiergeschichten Otto Alschers kennen.

In ihrer Würde und Gelassenheit scheinen Tiere Fühlung mit dem romantischen Weltgeist zu halten, in ihrer Nähe erleben Menschen ihr Selbst und lernen auf ihre innere Natur zu vertrauen. Von einem Fuchs (achte Klasse, Auflagen: 1974, 1976, 1985, 1990) lernen Leser der Kurzgeschichte „Belebte Nacht“, auf Fallen zu achten oder diesen schwungvoll zu entgehen. In der zehnten Klasse mahnt „Die Bärin“, (1979, 1983), die Hauptgestalt der Geschichte mit demselben Titel, auf das Wohlergehen eines anderen Rücksicht zu nehmen. „Die Wildkatze“, (achte Klasse), die Protagonistin der

gleichnamigen Kurzgeschichte, konfrontiert das Selbst des Betrachters mit der dekadenten Wahrheit des Zoos. Der Text erschien erstmals in der Literaturzeitschrift „März“, des Münchner Albert Langen Verlags, die Hermann Hesse, seit ihrer Gründung 1906, mitherausgibt, (vgl. Katalog zur Ausstellung: Künstler und Propheten, Frankfurt am Main, Schirn-Kunsthalle, 2015).

„Die meisten Gedanken sind nur Profile von Gedanken. Diese muss man umkehren und mit ihren Antipoden synthetisieren.“ (Schlegel, Friedrich: „Athenäums“-Fragmente, Stuttgart. Philipp Reclam jun.) In der Naturwissenschaft wird synthetisiert und in der Literatur „synthetisiert“! „Die Wildkatze“ lässt sich mit Herta Müllers sowohl realen als auch surrealen Katze in „Am Rand der Pfütze springt jede Katze anders“ synthetisieren. Die Erläuterung der Autorin setzt einen hilfreichen Impuls: „Und ich habe lange geglaubt, man könnte auch sagen: ‚Über die Pfütze springt jede Katze anders.‘ Und dass es nicht heißt ‚über‘ die Pfütze, sondern ‚am Rand‘ der Pfütze, suggeriert den Weg der Katze bis dorthin.“ (Mein Vaterland war ein Apfelkern). Auch in der Alscherschen Bildsprache sind die Wege des realistischen Tiers unergründlich. Das in sich versunkene Tier hat „den glitzernden Blick irgendwohin gerichtet, auf einen Punkt, den sie mit ihren Augen doch nicht sehen konnte.“ Beide Tiergestalten sind mit E.T. A. Hoffmanns Kater Murr, der seinen „Großer Ahnherrn, den gestieften Kater“ vorstellt, verwandt. „Alles, was den Menschen gegen das Thier abhebt, hängt von der Fähigkeit ab, die anschaulichen Metaphern zu einem Schema zu verflüchtigen, also ein Bild in einen Begriff aufzulösen;“ (Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne)

Das Tier der Moderne wittert einen mythischen Raum in der Weite der Landschaft, da der Kampf ums Dasein besondere Erkenntniswege entwickelt. Diese Position des österreichischen Symbolismus erreichte Alscher mit der Erkenntnis der Wechselwirkung zwischen dem inneren und äußeren Tier in seinem publizistischen Erfolg „Gogan und das Tier“ (Berlin: S. Fischer, 1912, eBook: Ein Augenblick und eine Seele. Im Werk Otto Alschers, 2016). In diesem von Nietzsche inspiriertem Selbstbildnis definiert er sein literarisches Ziel. „Ich aber will die Tierheit in uns ins Bewusste meines Lebens übertragen.“ Die Autoren: Engel, Walter / Hodjak, Franz / Lauer, Heinrich / Markel, Michael / Motzan, Peter / Tontsch, Brigitte, (des Lehrbuchs für Schulen mit deutscher Unterrichtssprache, 12. Klasse, Bukarest: Editura didactică si pedagogică 1979) interpretieren dieses Grundmotiv als: „von Tierischem im Menschen und Menschlichem im Tier, im wechselseitigem Erkennen einer Identität alles Lebendigen.“ Das utopische Ziel, die Weite der Karpaten mit allen Sinnen begreifen, lag außerhalb der gesellschaftlichen Notwendigkeiten, gemäß der Vorgaben des Sozialistischen Realismus. Alscher wird daher nicht explizit in der literarischen Epoche der Dekadenz oder des Symbolismus verortet. In



die nächste Ausgabe des Lehrbuchs von 1989 wurde dieser Text nicht mehr aufgenommen.

1987, mit dem Ende der Ära Pfaff, wurde die Disco zu einem zierdelosen Keller, wo die Geburtstage in einem kommunistischen Ambiente gefeiert wurden, statt in einem schicken. Gleichmütig und erhaben, für viele ein Vorbild, sah Pfaff zu, wie die neue Direktion seine Plakate aus aller Welt abhängte. Nur noch Lenau und der Hirsch erinnerten an dekorative Zeiten. „Helden gab's und Helden gibt's noch immer“. Kolleginnen rieten mir zu beobachten, wer mit diesem Lied die Klassenstunde begann, um mich von diesen Angepassten fern zu halten. In der Reihe der Helden wären Plätze frei gewesen, doch Schallwellen haben ihre eigenen Routen, im Festsaal spielte weiterhin die Musik, die auf wunderbare Weise den Eisernen Vorhang passierte.

Die neue Direktorin betrachtete mich kritisch, so die Info einer Kollegin, weil meine Schüler, im Raum des Konradschen Philosophieunterrichts von einst, den Untertitel eines Fotos: „Tanchiștii români“ (rumänische Panzersoldaten) zu: „Panchiștii români“ (Anspielung auf die Punk-Welle im Westen) umgestalteten. Eine riskante und ausgelassene pazifistische Perspektive! Pfaff kam in der Pause mit dem Katalog meiner Klasse und zeigte mir, welche Lücken noch auszufüllen wären: „Damit die zufrieden sind.“ Auf seine Diplomatie war Verlass.

„Lies das ... aber zeig's niemandem.“ Ich hatte eben gedöst, es war Lehrerkonferenz. Der Kollege hinter mir reichte eine Zeitung vor, glänzendes Papier raschelte. Es war Erich Pfaff, mit dem FAZ-Feuilleton. Ich las, dass Herta Müller und Richard Wagner die Schikanen der Securitate überstanden hatten und in der BRD angekommen waren. Ich staunte über das erste Gedicht in der Freiheit, wer von den beiden es geschrieben hatte, sah ich mir als erstes gar nicht an. Es ging um Schienen, die sich verlaufen.

Düster ... doch vielleicht stimmte die Jahreszeit gegen jede Vorstellung eines neuen Lebens. Es war kalt und dunkel, im Lehrerzimmer schwächelten Licht und Heizkörper. Zu Hause tröpfelte irgendwo der Kühlschrank, jeden Tag wurde der Strom in einem anderen Viertel abgeschaltet. Alle zogen sich in ihrer Jacke oder ihrem Mantel zusammen ... trotzdem musste die Ankunft in einem westdeutschen Bahnhof einem Big Bang gleichkommen, Freiheit ist unvorhersehbar, man muss sie ausprobieren, um von seinem freien Selbst eine Ahnung zu gewinnen, überlegte ich. „Was liest du? Zeig her!“, sagte die Kollegin neben mir auf Rumänisch und hatte bereits ihre Hand auf der Zeitung. Sie war – wie jeder wusste – eine giftige Person.

„Du sprichst doch nicht deutsch, lass mich weiter lesen.“ „Doch, Du weißt es nur nicht.“ Sie nahm mir die Zeitung aus der Hand. Das war protokollreif, ich spürte es. Aber

es wäre auch sehr unhöflich gewesen, ein Geschenk abzulehnen. Pfaff wusste, dass ich die großen Formulare hatte, d.h. vor der Ausreise stand. Vielleicht dachte er, dass mir diese Inszenierung nicht mehr schaden könne. Sich ausrechnen, was der andere dachte und danach fühlen oder handeln, das brachte aber keine Ruhe, denn es soll Fälle gegeben haben, als der Pass noch kurz vor der Grenze zurückgezogen wurde. Mit dem letzten Halt des Zuges stockte so manchem der Atem.

Ob man um die Ecke schießen könnte, war ein spannendes Thema im Physikunterricht mit Herrn Wilz. Dazu sang die Folklore: „*La Maria, la Maria sus pe casă, un student cu arma scoasă*“ / „Bei der Maria, bei der Maria, oben am Haus schaut bei einem Studenten die Waffe raus.“ Stets wappnete sich der Studentenkeller „Groapa“, wo das Unbewusste besser als das Bewusste informiert war.

Die Möglichkeit, um die Ecke gebracht zu werden, zeigte sich am 15. Dezember 1989, als die Revolution gegen die Diktatur Ceaușescus in Temeswar ausbrach. Menschenmengen versammelten sich vor der ungarischen reformierten Kirche, um eine Verhaftung des Pfarrers, der die Menschenrechte in seinen Predigten ansprach, zu verhindern. Der Wasserwerfer, der eingesetzt werden sollte, wurde mit praktischem Sinn von einer Gruppe rumänischer Baptisten in der Bega entsorgt. Nach der Revolution zeichnete sich die Verwirklichung des Traums vom Westen ab. Der schon oft erwartete Außenminister der BRD, Hans Dietrich Genscher, besuchte die Lenauschule: die Vorzeigeschule, seit Jahrzehnten. Sie soll präsentiert worden sein, sooft das Thema der deutschen Minderheit erörtert wurde, so der Temeswarer Mundfunk, der die Reparaturen der Dachrinne gerne in einen größeren außenpolitischen Rahmen gestellt hatte.

Pfaff war wieder im Amt. Freunde schrieben, dass er Genscher zum Kaffee gebeten habe, doch der Außenminister sprach zu allen, die vor der Schule warteten, und gab Hinweise für Ausreisewillige.

Jeder horchte, was die Uhr geschlagen hat. In der Passage über das Nikolaus-Lenau-Lyzeum aus Herta Müllers Essay: „Soldaten schossen in die Luft - die Luft war in den Lungen. Temeswar nach der Revolution“ („hunger und seide. essays“, Carl Hanser Verlag, München: 2009, erstmals erschienen im Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbeck bei Hamburg: 1997), steht während der „Zwischenzeit“ die Wahrheit auf dem Prüfstand. Das Vielfältige und Vielstimmige fügt sich „Im Kopf“ zu einem postmodernen Kosmos zusammen.

„Ausgehauchte englische Liedchen“ sowie „Gaudeamus igitur“, das Lied der Absolventen“, das im Juni fällig gewesen wäre, verkündet im Januar 1990 Abschied



und Aufbruch aus einem bislang geschlossenen System. Im Treppenhaus der Lenauschule spricht eine Lehrerin immer noch „mit vorgehaltener Hand“, mit Blick auf einen ausgestopften Hirsch. In diesem politisch brisanten Resonanzraum, in dem auf jedes „Echo“ und jede Information geachtet wird, sind demokratische Vorstellungen mit dem Lautbild des neu gegründeten „Demokratischen Forums der Deutschen“ im Banat“ (Z. 9-10) nicht wirklich verknüpft.

„Ein ausgestopfter Hirsch steht im Glaskasten über den Treppen im Gewölbe. Auch er horcht aus seinem eingeschlossenen Wald.“ Diese Dekoration aus der Schulvergangenheit verweist auf die Doppelbödigkeit der „verschachtelten Gänge“, sie erinnert an die Zeit, als Lenauschüler angeworben wurden, ihre Mitschüler und Lehrer „auszuhorchen“. Als Antipode zum Festsaal stellt der sowohl eingefangene, ausgestopfte und ausgestellte Hirsch den feierlichen Sound der Freiheit in Frage. In der Naturwissenschaft wird synthetisiert und in der Literatur „synthetisiert“! Instinktllosigkeit hat das Tier zur Strecke gebracht. Könnte es noch immer dazu beitragen, dass Regime kritische Äußerungen zu Protokoll gebracht werden?

Wessen zweite Natur ist der „Hirsch“? Wiederholungen geben Aufschluss über Haupt- und Nebenpersonen und darüber, wer welche Lektion erteilt. „Der Spieltrieb also würde dahin gerichtet sein, die Zeit in der Zeit aufzuheben.“ (Schiller) Die aus dem Kontext isolierten Figuren zeigen Ähnlichkeiten und Unterschiede zu den universal gültigen Verhaltensmustern in Luthers Fabel „Die Teilung der Beute“ auf. Der erlegte „Hirs“ wird ungerecht verteilt und vom „lewe“, der ihn nicht erlegt hat, verspeist.

Wer ist hier der „lewe“? Wer ist hier der „Hirs“? Die beiden Abwesenden: Direktor, Erich Pfaff (Z.9) oder Iliescu (Z. 17) ! Der neue Präsident müsste hierarchisch an der Spitze stehen, doch könnte der ubiquitäre Schuldirektor durchaus eine Stellung als König in diesem Revier innehaben. Wer ist hier der Fuchs? Direktor, Erich Pfaff (Z.9) oder Iliescu (Z. 17) ! Oder die (schlau)en Schüler (Z.6), Deutsche (Z. 5), Rumänen (Z. 8), Absolventen (Z. 28)! Also alle, die dem Ranghöchsten die Beute zuspielden. Wer ist hier der Esel? „Eine Lehrerin“ (Z. 4)!

Beflissen belegen die Schüler mit: „Und der Boss hat Iliescu gewählt, das gab uns den Rest.“ Die halbe Wahrheit führt zur nächsten Frage: In wessen Namen spricht die Lehrerin noch?

„Regimes with an authoritarian ideology and a boss man on top always bend toward the extreme edge,

because their only organizational principle is loyalty to the capo. Since the capo can be placated only by uncritical praise, the most fanatic of his lieutenants end up calling the shots. Loyalty to the boss is demonstrated by hatred directed against his enemies.“ (Trump’s Radical Anti-Americanism By Adam Gropnik – The New Yorker, 2017 / 02/13) Der „Boss“ oder „Lewe“, der den „Hirs“ allein für sich als Beute in Anspruch nimmt, und der Fuchs als ein versteckter „Lieutenant“, der sie ihm zuspieldet. Dieser Vergleich könnte, entsprechend der aktuellen Definition des Begriffs, zutreffen.

Doch die Schüler, die in der Vergangenheit Erich Pfaff mit diesem exotisch klingenden Titel ansprachen, schlossen ihn in ein umfassendes Wir-Gefühl ein. Hass war verpönt, Witz triumphierte über ideologische Korrektheit und Selbstgerechtigkeit. Es verstanden sich unterschiedlichste Milieus, Verlierer und Gewinner des Kommunismus, ein Schüler aus einer enteigneten Familie und einer aus einer neureichen, saßen oft in einer Bank, ohne auf ihren sozialen Hintergrund einzugehen. Wir waren überzeugt, dass Pfaff Freiheiten für seine Schule erkämpfte, die wir durch unser Verhalten zu wahren hatten. Ist der ausgestopfte Hirsch ein Mahnmal gegen das blinde Vertrauen? Dass Pfaff bei der Securitate berichten musste, daraus machte er keinen Hehl. Dass er mit dem bösen Schatten ausspielte, wie ein barocker Löwe, das war unsere Überzeugung.



*Nikolaus-Lenau-Büste im Torbogen des Temeswarer Lenau-Lyzeums, mit seinem auch heute noch gültigen Spruch*  
Fotoarchiv: Fred ZAWADZKI